

(Nachdruck verboten.)

4)

Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Lina ging um die Stapel herum und betrachtete sie ängstlich unter hochgezogenen Brauen. Wer sollte all das Holz kaufen?! Der Hannes hatte bar bezahlen müssen bei der Versteigerung — der Alte hatte es ihm noch geborgt — aber wer zahlte ihn? Die Kunden, die ihr Korn bei ihm mahlen ließen, zahlten meist nicht bar Geld, die gaben einen Molter*) vom Sad.

„Ach, wenn der Hannes nur nicht so viel Holz kaufen möchte! Er ließ sich's nicht ausreden; das wär' er seinem Renommee schuldig, sagte er, ordentlich einkaufen mußte man.“

Sie fühlte hier an und dort an: hu, schon klamm, feucht! Und wen all das Holz nun hier liegen bliebe, bis der Spätherbst kam mit seinen Regengüssen, und Berg und Grund vor Nässe triefen?! Wenn die durchdringenden Nebel alles bis ins Innerste aufweichten?! Wenn der endlos lange Eifelwinter kam, der weiter nichts kam, als Schnee, Schnee heruntergeschüttet, oder mit eisigem Frost alles zusammenpressen, daß das knackt und in sich reiht?! Wenn dann hier die Bretter Spalten und Fugen wiesen oder moderten und faulten, wer gab dann nur halb das Geld dafür, das sie gekostet?!

Frau Lina schüttelte betrübt den Kopf. Wenn der Hannes doch hören wollte, um was sie ihn bat: „Laß doch e Dächelke drüwer aufschlagen!“ Ausgelacht hatte er sie: Wie konnte er wohl über so viel Bretter ein Dächelchen schlagen lassen? Bis Herbst waren die ja auch längst verkauft! Ein Schuppen hätte ihm freilich angestanden, vorzüglich fürs Chaischen, das jetzt notdürftig untergebracht war; aber wohin sollte er den setzen? Platz war nicht, gerade daß das Wohnhaus und der Stall sich eingequetscht hatten; den Hofraum brauchen die Wagen, schwer genug war das Wenden zwischen Hauswand und Holzstapel. Als sie ihm den Platz vorge schlagen, den das Gärtchen am Ende zur Not noch bot, war er heftig geworden:

„Unf' schön Gärtche? Biste geck? Dat es mein Pläzler, dat lassen ich mir net versumfeien!“ Und er hatte wieder neue Rosenstöcke aus Trier kommen lassen und allerhand Gefäms, das nicht aufging.

Nein, die Rosen würden hier nie blühen! Lina ging in den Garten und richtete ein Stämmchen auf, das der Eifelwind umgestoßen. Sie suchte einen Bast, daß sie es anbinde, aber da wurde sie gewahr, es war eingeknickt, gebrochen in der Wurzel. Den Bast ließ sie fallen, und in einer plötzlichen Traurigkeit lehrte sie sich ab — dem half kein Anbinden mehr!

Die Sonne, die bis dahin noch geschienen, war hinter den Berg gesunken. Schatten düsterten im Thal. Wenn's auch noch Sommer hieß, man dachte doch schon an Herbst. Fröstelnd ging die einsame Frau zwischen den Beeten auf und ab und suchte nach ein paar Blumen. Viele fand sie nicht, die Beete waren verrast. Unkraut machte sich breit; das grüne, klammernde Moos, das so geschwind im Feuchten gedeiht, fing schon an, den Pfad zu überziehen. Von der „Brennenden Liebe“, die sie im ersten Mai ihrer Ehe mit einander gepflanzt, blühte kein voller, rotglühender Busch mehr, nur noch ein einziger Stengel. Rasch kniete Lina den ab, er sollte vorm Muttergottesbild prangen.

Jesus, wie sah es hier böß aus. Geld genug hatte der Garten gekostet, aber da war keiner, der ihn in Ordnung hielt. Sie sah an sich herunter und streckte die schmalen Hände aus — graben und jäten, ja, das war keine Arbeit mehr für sie! Ach, seit einem Jahr nicht mehr! Die Geburt des kleinen Mädchens hatte sie schwach gemacht.

Sie mußte es doch dem Hannes sagen, daß der den Garten in Ordnung brachte — aber nein, nein, lieber nicht! In Ordnung bringen, das hieß für den Arbeiter dingen, alles Alte herausreißen und Neues einsetzen lassen, es mußte schon so bleiben.

Niedergeschlagen verließ die Frau den düstern Garten; sie hatte sich lange verweilt. Am Mühlgraben kam sie wieder vorbei — es rührte sich nichts — da hing noch immer das leb-

lose Rad. Sie mochte es gar nicht mehr ansehen; ihr wurde so bang. Das Lied, das sie so oft in der Heimat gehört, schoß ihr auf einmal durch den Sinn:

„Da drunten in dem tiefen Thale

Da steht eine Mühle zum Mahle —“

und weiter —?!

Mit einem scheuen Blick sah sie sich um.

„Das Mühlrad, das große, das Mühlrad blieb stehn,

Ach Gott, was ist in der Mühle geschehn —?!“

Die Schatten dunkelten tiefer. Wie gejagt flüchtete die Frau in die Stube, wo das kleine Mädchen lag und greinte, setzte den Fuß auf die Schwinge der Wiege und brachte sie so in Bewegung. Sacht schaukelte die hin und her und lullte das Kind wieder ein, aber die Gedanken der Mutter kamen so rasch nicht zur Ruh.

Die Nacht sah finster zum Fenster herein. Wenn doch der Hannes bald wiederkäme! Lina hörte die Knechte heimkehren, sie hörte deren Pfeifen auf dem Hof; die Magd, die mit rassenden Eimern zur letzten Melke ging, juchzte hell auf. Sie neckten sich. Aber kein Dächeln umspielte den Mund der jungen Frau.

Als alle schon lange schliefen, wartete sie noch immer auf ihren Mann. Die Stunden wurden ihr zu Ewigkeiten. Jetzt war es Mitternacht — horch, rasselte nicht fern ein Wagen?! In der Stille der nächtlichen Einsamkeit meinte sie vertrautes Räderrollen zu erkennen. Nun litt sie's nicht länger, ihr Herz klopfte — wenn er doch käme, sie war ja so allein! Hastig schlüpfte sie aus der Stube. Leise öffnete sie das Thürgatter halb und lehnte sich lauschend hinaus. Nichts war mehr zu hören, auch nichts zu sehen, nur gerade ein Stück Landstraße, vom Licht der Sterne schwach bestimmt; dahinter eine dunkle Höh.

Vor Enttäuschung traten ihr die Thränen in die Augen — er kam noch nicht! Doch, halt, war das nicht ein Tritt?! Wer schlich noch herum?!

Eine Gestalt wurde sichtbar; ein langes, großes Frauenzimmer stand an der erhöhten Böschung der Straße, unbeweglich das Gesicht, das wie ein heller Fleck durchs Dunkel schimmerte, der Mühle zugekehrt. Auf wen lauerte die, gewiß auf einen Knecht?!

Als Frau Lina, die endlich in die Stube zurückgegangen war, nach einer halben Stunde wieder in die Thür trat, stand die unbewegliche Gestalt noch immer drüben auf der Landstraße. Lina wurde neugierig; sie sagte sich ein Herz und rief in die Nacht hinaus:

„n Abend, auf wen wart' Ihr dann hei?“

„Se, auf mein' Schatz!“

„Deh herrje!“ Die junge Frau fühlte sich plötzlich hingezogen — warten, ach, das ist ein schlechter Zeitvertreib!

„Geht nur hähm, de Knecht' schlafen als lang. Ich glauben, et kömmt eweil keinen mehr heraus für zu tressieren!“

„Ich warten auch auf kein Stareffieren mehr!“

Das klang merkwürdig bitter; und dann folgte ein hartes Auflachen, das Lina erschreckte. Auf was wartete die denn sonst jetzt so spät noch, auf was andres, als auf ein heimliches Stündchen, von dem niemand nichts weiß?! Die stand ja so erwartungsvoll, hatte die Arme über Kreuz geschlagen und guckte unverwandt zum Haus hinüber. Lina glaubte, den brennenden Blick jener Augen zu fühlen. Was wollte die denn? Ach, am End' hatte der Schatz die verlassen, und sie gedachte nun, ihm hier aufzulauern.

„Se sein all' im Bett,“ versicherte sie noch einmal treuherzig, und dann setzte sie teilnahmsvoll hinzu: „Ja, ja, e su sein die Mannsleut'! Ich raten Euch gut, laßt hän laufen. Ihr kriegt leicht en andern!“

„Spart Ener Red' — ich will kein andern!“ Die Große fuhr auf und reckte sich, und dann streckte sie plötzlich den Kopf vor und schien mit geneigtem Ohr zu lauschen. „Den Müller es net derhähm?“ Sie fragte es, aber sie sahen keiner Antwort zu bedürfen.

Lina fluchte. Der Müller, ihr Mann, freilich, der war nicht zu Haus, aber was ging's die an, warum fragt die?! Eine plötzliche Unsicherheit überfiel sie, eine jähe Furcht — wovor, das wußte sie selbst nicht. Die Nacht war so düster,

*) Maß.

in den Risten schien's zu seuzen; drohend ragte gegenüber der dunkle Berg, und die da stand unbeweglich mit laufendem Ohr.

„Geht, geht!“ sagte sie hastig, „ich gehn eweil auch un legen mich hin.“ Sie machte Anstalt, die Thür zu schließen, aber sie sah, die andre ging doch nicht weg. „Geht hähn, strawährt hei net mehr herum. Ihr habt hei neit verlorren — geht doch!“ Ihre Stimme wurde scharf vor Aerger und Unruhe.

Die Große lachte wieder; kam dann ein paar Schritt näher. „Ich wünschen Euch en gute Ruh! Schlaft wohl — allein!“

Trotz der Dunkelheit sah Tina ein paar wilde Augen funkeln, weiße, rollende Augäpfel und ein sprühendes Flackern. Angst kam sie an in der einsamen Nacht, sie stotterte: „Den Müller, den Müller, den is ja zu Haus, den liegt schon im Bett!“

„Na, ha, wän't glaubt! Ich net. Den fährt noch im Chaischen. Legt Ihr Euch nur ganz kommod. Ich warten eweil noch ebbes. Au wann de Nacht drüwer zu End geht un de Sonn' drüwer raus kömmt un de Welt drüwer untergeht — die Worte überstürzten sich ihr — „un wann alles kaput geht, un wann hän mich schlägt — ich, ich han noch en Rechnung mit ihm zu machen. Au wann et dauert bis zum jüngsten Tag, heimgezählt kriegt den dat doch einmal. Wart Du,“ sie ballte die Faust und drohte in die Ferne, „wart!“

Jesses! Zu Tode erschrocken zitterte die junge Frau. Da, von Ferne Räderrollen! Und sie horchten beide. Jetzt kam er.

„Gammes!“ schrie Tina laut und sprang gegen den Wagen an.

Der Müller, der jezt geschlafen hatte — die Pferde waren des Weges sicher — fuhr auf aus seinem sanften Dufel. Seine Frau hing ihn schwer am Arm. Was war denn passiert, he, was denn?! Bramte es wo, kam die Maarfrau gelaufen und wollte sie beim Schopf fassen?!

Tina konnte nicht sprechen, sie war zu erregt. Den Arm nur streckte sie aus und wies ihm die Große, die noch immer stand wie angewachsen.

„Aohdamer, dat schwarz Luder!“ Gammes riß die Augen weit auf — was die, jezt bei Nacht und in der Postur?!

Sie sah ihn an, als wollte sie ihn umbringen.

Da nahm er seine Frau recht fest in den Arm, Landseheids Seph brauchte nicht zu denken, daß er sich vor ihr genierte.

„Tina, no, sei ruhig,“ tröstete er; und dann drehte er sich der andern zu und sagte ganz unbesangen: „n Abend, Seph! No, wat machst Du dann hei noch eweil e so spät?“

Sie erwiderte nicht und rührte sich auch nicht, blickte ihn nur unverwandt an mit ihren schwarzen Augen.

Da lachte er hell auf.

„No, wat dann? Willste wat?“

Was sie wollte?! Was, was, er fragte noch?! Durch die starre Gestalt des Mädchens lief ein Beben. Da stand er, breit und frech, er, der sie verlassen, schlug nicht die Augen nieder und lachte! Lachte!

Mit der einen Hand hielt er seine Frau, die andre hatte er in die Hosentasche gesteckt; die Pferde guckten ihm über die Schulter. Im Sterngeblinzel leuchtete sein rundes, blondes lachendes Gesicht.

Seph wollte sprechen, schreien, schelten und konnte nicht. Der Mund war ihr plötzlich wie zugehalten. Nur ein kurzer heiferer Laut kam ihr aus der Kehle, anstatt all der lauten Vorwürfe, die sie ihm hatte ins Gesicht schleudern wollen. Also dafür hatte sie ihn aufgelauret seit Tagen, Wochen, Monaten, war hier ruhelos oft um die Mühle geschlichen, hatte ihn nachspioniert bei Tag und Nacht. Also dafür hatte es ihr keine Ruhe gelassen, der Wunsch sie verzehrt, ihm nur einmal, ein einzigesmal noch gegenüber zu treten? Nun hatte sie ihn, hatte ihn so nah vor sich, wie sie es gewollt, Auge in Auge, und — was sie ihm sagen wollte, jezt brachte sie es nicht heraus. Eine ohnmächtige Wut überkam sie gegen ihn, gegen sich selber am meisten — et, warum stand sie denn hier und ließ sich zum Narren halten?!

Stumm reckte sie den Arm gegen ihn.

„Areizdonnerparaplei, Mädche, biste denn eweil ganz gedä!“ sagte er belustigt. Und auch die Frau wagte jezt ein leises verlegenes Gesicht.

Da fiel dem Mädchen der Arm wie gelähmt herunter. Es hörte nicht mehr das gutmütige: „No, no, Seph! Geh

eweil schlafen, mach Dir doch net eso viel Umbra!“ Mit einer letzten Willensanstrengung drehte es sich kurz um und rannte davon.

In die Nacht hinein lief Seph, so rasch, wie sie noch nie gelaufen war. Hinter sich glaubte sie den Gammes lachen zu hören und seine Frau dazu — nein, die waren es nicht mehr, das waren die Stimmen der Nachtvögel, die ums Maar streichen. Und aus der Tiefe klagte es.

Sie stolperte und fiel hart nieder beim Steinkreuz und blieb liegen und vermochte sich nicht aufzuraffen, so müde war sie auf einmal; ganz zerbrochen. Das, auf was sie gelauret all die Zeit, auf das sie gehofft hatte mit einer peinvollen und doch lustvollen Gier: der Augenblick war dagewesen, und sie hatte ihn ungenüßt verstreichen lassen.

„Oh ich dumm Fraumensch, wo hatt' ich mein Maul?!“ Mit beiden Händen griff sie sich in die langen Haare und riß daran, und dann schlug sie sich ins Gesicht. So hätte sie ihn ins Gesicht schlagen sollen und ihn ansputzen dazu! Thränen des Grimms und der Beschämung zugleich fingen an, ihr übers Gesicht zu laufen. Ja, nun konnte sie nur von Maarfelden geh'n, sie hatte verspielt. O, wie sie ihn haßte! Sie wälzte sich im tauweisen Gras und biß sich auf die Faust, um nicht laut herauszuheulen. —

Vom Dorf her kam verschlafener Hahnenkraz; über der nackten Höhe im Osten begann ein schwach-rötliches Glimmen, und der Kranz der Berge ums Maar ward dämmernd sichtbar, als sie endlich aufstand. Einen finsternen Blick schickte sie zum Dorf, zum blauen spitzen Dach des Kirchleins, zu den dunklen Hütten und Hütchen. Wie traurig, wie armselig! Wo anders war's leicht besser!

Sie warf den Kopf in den Nacken, schüttelte ihre Röcke und biß die Zähne fest aufeinander — was nun kam, das kam auf dem Gammes seine Rechnung!

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grottelwih.

Noch vor wenigen Jahren, als an dieser Stelle die Bedenken gegen die Richtigkeit der Darwin'sischen Juchtwahltheorie einandergesetzt wurden, ahnte wohl kaum jemand, daß die anti-darwin'sische Bewegung in so kurzer Zeit so rapid anwachsen würde. Denn damals waren es zwei, drei Forscher, die ohne weitere Beachtung sowohl unter den Fachgenossen als in andren Kreisen zu finden, den Darwinismus bekämpften. Jezt werden die neolamarck'sischen Anschauungen plötzlich von allen beachtet, die sich um die geistige Bewegung der Zeit kümmern. Es ist wohl der Vortrag H. v. Wettsteins gewesen, den dieser auf der letzten Versammlung der Naturforscher und Aerzte gehalten hat und der jezt gedruckt vorliegt (Jena, Gustav Fischer, 1903), der Vortrag über den Neo-Lamarckismus, der die Bewegung plötzlich in Fluß gebracht hat. Es liegen außer diesen Vorträgen noch mehrere bemerkenswerte Rundgebungen aus ersten Forscherkreisen vor, so daß es lohnt, auf diesem Gebiete einmal wieder Umschau zu halten.

Es war von Weismann, zumal nachdrücklich wieder in seinen Vorträgen über Descendenztheorie (ebenda 1902) der Neo-Lamarckismus deshalb als unmöglich hingestellt worden, weil sich erworbene Eigenschaften nicht vererben und weil deshalb die durch direkte Anpassung, durch Gebrauch und Nichtgebrauch erlangten Formen mit dem Tode des Individuums wieder verschwinden, also für die Entstehung neuer Arten keine Bedeutung haben. Gegen diesen Einwand richtet sich besonders Wettsteins Schrift. Der bedeutende Wiener Botaniker stellt eine sehr große Menge von Fällen zusammen, wo sich Pflanzen individuell ihrer Umgebung angepaßt, dadurch neue Charaktere bekommen und diese von Generation zu Generation weiter vererbt haben. Er sei nur ein besonderes markantes Beispiel erwähnt.

Die Getreidepflanzen haben in jedem Lande, das sie kultiviert, eine besondere Form und besondere Eigentümlichkeiten erlangt. Sie haben sich ohne Zweifel den Verhältnissen jedes einzelnen Landes angepaßt. Dabei kann man natürlich von keiner Juchtwahl reden, denn unter der schühenden Hand des Menschen ist ihnen das Leben ziemlich leicht gemacht worden. So haben also auch Ungarn und Mähren ihre besonderen Weizenforten. Nun wurde aber hier öfters der Versuch gemacht, auch aus andren Ländern Weizenforten einzuführen, die dort sich durch besondere Güte ausgezeichnet hatten, und die deshalb einen allgemeinen Ruf bekommen hatten. Allein diese Einführungen hatten wenig Wert. Denn nach kurzer Zeit wurden diese neuen Sorten den alten, heimischen immer ähnlicher; offenbar erfuhren sie sehr bald, und zwar in direkter individueller Anpassung, den Einfluß der neuen Verhältnisse, welche den einheimischen Sorten ihr Gepräge aufgedrückt haben. Zweifellos ist eine solche rasche und sich von Generation zu Generation steigende Umwandlung nur möglich, wenn die Pflanzen-

individuen ihre neu erworbenen Formen immer weiter vererben. Werden in Skandinavien Getreideforten, die in der Ebene gewachsen sind, auf das Gebirge gebracht, so bekommen sie unter dem Einfluß des Gebirgsklimas die neue Eigenschaft, daß sie ihre Vegetationsperiode in kürzerer Zeit abschließen, als sie dies in der Niederung getan hatten. Werden diese selben Sorten aber nun wieder in der Ebene kultiviert, so behalten sie die neu erworbenen Eigenschaften der schnellen Entwicklungsfähigkeit über einige Generationen bei. Es zeigt sich also hier ganz deutlich die Macht der Vererbung neu erworbener Charaktere.

Neben dem Wiener Professor hat sich nun auch einer der bedeutendsten Berliner Forscher, der Meister der Pflanzenanatomie, S. Schwendener, in der Hauptsache für die neo-lamarckistischen Anschauungen erklärt. Schwendener weist den Darwinismus, wenigstens so wie ihn de Vries neuerdings vertreten hat, nicht gänzlich zurück, wie das ja auch Wettstein nicht thut. Allein beide halten doch die individuelle Anpassung — die direkte Bewirkung, wie schon Nägeli sie nannte — für das vorherrschende Prinzip bei der Artenentstehung. Schwendener macht in seinem sehr klaren Vortrag: „Ueber den gegenwärtigen Stand der Descendenzlehre in der Botanik“ (gehalten im Ferienkursus für Lehrer usw., 10. Oktober 1902) auf die drei Gruppen von Thatsachen aufmerksam, die zur Aufstellung von Descendenzlehren geführt haben. Darwin ging von der Variation innerhalb enger Grenzen bei Haustieren und Kulturpflanzen aus. Er hat bewiesen, daß durch die von Menschen ausgeübte Zuchtwahl sich diese Lebewesen in mannigfaltigster Weise umgewandelt haben. Diese Zuchtwahl übertrug Darwin auf die Natur. Und das war sein großer Irrtum. Schwendener citirt den Ausdruck N. v. Wettsteins: „Wir ist bisher kein einziges Beispiel bekannt geworden, das das Zutreffen des Darwinismus im engeren Sinne in Naturzustände erweisen würde.“ Die Zuchtwahl greift nach Schwendener nur insoweit ein, als sie ganz Ungeeignetes ausmerzt. Wenn man aber bedenkt, daß durch direkte Anpassung auch Ungeeignetes geeignet werden kann, so wird man geneigt sein, der Zuchtwahl noch viel weniger Gewicht bei der Entwicklung der Arten beizulegen.

Auf eine zweite Reihe von Thatsachen hat de Vries hingewiesen, der neue Arten plötzlich ohne sichtbare Veranlassung entstehen sah. Es handelt sich bei ihm nicht um das leichte Variieren innerhalb enger Grenzen, wie es Darwin zur Aufstellung seiner Theorie benutzte, sondern um ein plötzliches Auftreten sehr ausgeprägter Formen. Schwendener macht zu der Theorie von de Vries zwei sehr wichtige Einschränkungen. Erstens wendet er sich gegen die Verallgemeinerung dieser Theorie. Man hat keinen Grund, das, was de Vries an einigen wenigen Pflanzen beobachtete, für alle Pflanzen anzunehmen. Zweitens aber bezweifelt er, ob durch die Mutationen, die richtungslos verlaufen und denen erst durch die natürliche Zuchtwahl Zweckmäßigkeit verliehen wird, ein solches kompliziertes System von zweckvollen Formen und Organen zu stande gebracht werden könnte.

Die dritte Reihe von Thatsachen betrifft die direkte Bewirkung. Die Pflanze bringt unter dem Einflusse der Umgebung Formen hervor, die ihr für diese Umgebung nützlich sind. Schwendener bringt hier aus seiner eigenen reichen Erfahrung eine Menge von Beispielen dafür, wie das Gewebe der Pflanzen, die einzelne Zelle sofort auf die äußeren Einflüsse reagiert, und zwar in zweckmäßiger Weise. Bei den Wüstenpflanzen sind in den Blättern die Spaltöffnungen, aus denen das verdunstende Wasser austritt, tief eingesenkt. Sie liegen nicht an der Oberfläche der Blattoberhaut, damit die Verdunstung des Wassers, die ja möglichst vermieden werden soll, nicht zu rasch vor sich geht. Das ist zum Beispiel bei der Aloe der Fall. Wird diese (Aloe vera) aber bei uns in relativ feuchten Klima kultiviert, so sind die Spaltöffnungen an ihren Blättern nicht eingesenkt, sondern sie liegen fast ganz an der Oberfläche. Nun kann die Verdunstung wieder ebenso schnell vor sich gehen wie das bei den Gewächser unsres Klimas geschieht.

Einige Schwierigkeiten bereitet dabei Schwendener die Erscheinung, daß bei solchen Vererbgungen unabhängiger Gewächse in die Verhältnisse unsrer botanischen Gärten oder Gewächshäuser sich oftmals auch solche Charaktere umwandeln, die als unveränderlich galten. Man unterscheidet nämlich an jedem Lebewesen solche Formen, die zum inneren Bau gehören, sogenannte Organisationsmerkmale und ferner Anpassungsmerkmale, die unter dem Einflusse des Milieus entstanden sind. Daß nun die letzteren sehr wandelbar sind, das erscheint Schwendener natürlich als selbstverständlich, dahingegen erfüllt ihn die Verärgerlichkeit von Organisationsmerkmalen mit Ver fremden, bis er sich schließlich zu der schäuderhaften Frage aufrafft: „Wer weiß, ob nicht manche der scheinbar edelsten Organisationsmerkmale durch direkte Bewirkung in längst vergangenen Zeiten entstanden und seitdem erblich geworden sind?“ Daran kann aber doch gar kein Zweifel sein, denn wie soll ein Lebewesen zu seinen Organisationscharakteren auf andre Weise gekommen sein. Schließlich ist doch alles einmal entstanden und zwar entstanden durch die Macht der umgebenden Einflüsse. Und gerade die Thatsache, daß man zwischen Organisationsmerkmalen und Anpassungsmerkmalen keine feste Grenze ziehen kann, ist wieder ein Beweis für die Wichtigkeit der neo-lamarckistischen Anschauungen.

Schwendener hält die Vererbung erworbener Eigenschaften, die eine Voraussetzung für den Neo-Lamarckismus bilden, für selbstverständlich, und das ist wohl der richtige Standpunkt. Man sieht doch täglich, daß die Kinder nach den Eltern geraten. Man sollte im Gegenteil eher nach den Gründen suchen, warum in manchen Fällen

die Vererbung unterbleibt. Immerhin mußte, da die große Autorität Weismanns gegen die Vererbung erworbener Merkmale auftritt, die Sache noch einmal erörtert werden. Wie Wettsteins Schrift sich hauptsächlich mit dieser Seite des Descendenzproblems beschäftigt, so hat ihr kürzlich auch ein Franzose, J. Constantin, ein Buch gewidmet. In diesem Werke „L'Hérédité acquise“ (Collection Scientia) stellt der Forscher ebenfalls alles zusammen, was für eine Vererbung neu gewonnener Eigenschaften spricht.

Nach der neuen Anschauung muß man die Thätigkeit oder die direkte Einwirkung der Verhältnisse als das Primäre und das Organ als das Sekundäre betrachten, während nach der Selektionstheorie das Umgekehrte der Fall ist. Jaesels, der in seiner auch ganz im Geiste Lamarcks geschriebenen Schrift „Ueber verschiedene Wege phylogenetischer Entwicklung“ (Zena, G. Fischer 1902) diese Thatsache festgestellt hatte, erfährt jetzt in der „Naturw. Wochenschrift“ (14. Dezember) eine Zurückweisung von L. Plate. Dieser führt Beispiele dafür an, daß Organe auch früher entstehen können als ihre Funktionen. So sind nach ihm die Stacheln, die Pflanzen zur Verteidigung dienen, früher dagewesen, als ihr Stechen. Das muß man aber sehr bezweifeln. Denn vielleicht haben sich gerade diese Organe unter dem Einfluß von Wildverbis gebildet. Die Tiere bissen Zweige, Blätter, Stengel usw. soweit ab, bis von ihnen nur noch kleine spitze Stümpfe übrig blieben. Je mehr und öfter sie das thaten, um so weniger konnten sich an den Pflanzen weiche Gewebe ausbilden, und um so härter und stechender wurden die Organe. Unter dem Einfluß der Widerstandsleistung gegen Tierfraß wurden also die Organe erst zu Stacheln. Solche Dinge sind natürlich noch nicht eract bewiesen, aber viel weniger wahrscheinlich ist, daß ein Stachel einer Pflanze angezuechtet worden wäre. Denn ein solches Organ, das erst nützen soll, nachdem es bereits vorhanden ist, kann doch durch die natürliche Zuchtwahl auf seinen ersten Entwicklungslufen nicht erhalten werden. Es ist nutzlos, und jeder Anfaß dazu würde vernichtet werden. Für die Zuchtwahltheorie sprechen die Beispiele Plates jedenfalls nicht. Denn selbst Erscheinungen, wie die Mimicry, können nicht durch die Zuchtwahl entstanden sein. Ueberhaupt ist wohl das meiste, was über Schutzfärbung, Warnungsfärbung, Nachahmung lebender oder lebloser Objekte erzählt wird, menschliche Phantasie. Die wenigen wohlbegründeten Fälle aber beweisen ebenso wenig etwas für die Selektionstheorie als gegen den Neo-Lamarckismus. —

Kleines feuilleton.

h. o. Zwischen Drei und Vier. Ein Billardsaal in einem Kaffeehaus. Draußen im Westen. Die elektrischen Birnen sind alle ausgedreht, nur über dem ersten Billard mit seinem grünen Tuch leuchten noch ein paar Lampen. Zwei junge Männer stoßen die weichen Bälle hin und her. Der eine hat sich den Rock ausgezogen; er ist ein gedrungenener, kurzhafiger Mensch mit roten Backen und blondem Haar. Der andre, ein schlanker, blasser Mann, scheint trotz der großen Wärme zu frieren; er hat seine Jacke bis oben hin zugeknöpft. Die Partie ist zu Ende. Der Blonde gähnt: „Na — Schlus!“

Der Blasse schüttelt den Kopf: „Erst Nebanhe! 's ist so kalt auf meiner Bude.“

„Laß Dir doch heizen! Hast ja heute 'ne Buchausstattung verkauft!“

„Ja — das reicht gerade zur Miete.“

„H — Dein Hauspacha lahm schon noch warten!“

„Was Du denkst! Der muß doch auch seine Zinsen zahlen. Heut Mittag kam er extra herauf: 'Sehn' Sie, wenn ich nicht auch meine Verpflichtungen hätte! — Na, da muß man doch schon!“

Der Blonde zude die Kapseln, während er seinen Cique mit Kreide einrieb — und gähnte.

Der andre lehnte sich unterdessen an das zweite Billard. Durch die Glashür konnte er den ganzen vorderen Raum übersehen. Eben kam eine Dame in pelzbesetzten Gummischuhen, glänzendem Abendmantel und fliegendem Kopfschawl herein. Hinter ihr zwei Offiziere. Sie hatte sich für irgend einen Wohlthätigkeitsverein „halb tot“ getanz und wollte sich im Café erholen. Die Kische waren alle leer. Nur in einer Ecke stritten zwei Litteraten um eine Kritik. Und dicht am Büffet druffelte ein Trumfener über seiner Tasse, in der das Getränk erkaltete.

Trotzdem das Café so leer war, schwirrte doch in der Luft ein Geräusch wie von einer lauten, vielstimmigen Unterhaltung.

Der Blasse sah sich erregt um; da hinten standen die großen, ungefügen Kästen der Billards im Dunkeln. Und draußen auf der Straße ging ein einzelner Mensch vorbei.

„Du — horch doch mal — was ist denn das?“

„H — das wird über uns sein!“ meinte der Blonde gelassen; dann hielt er sich wieder die Hand vor den Mund, um recht herzhaft zu gähnen. „Rein, das glaube ich nicht!“

In diesem Augenblick wurde das Licht ausgedreht.

„Was soll denn das!“ fuhr der Blonde auf den Kellner los, der jetzt die Glashür öffnete:

„Oh — ich dacht, die Herren wollten heim gehen! Entschuldigen's, entschuldigen's!“

„Fallt uns ja nicht ein! Machen Sie mal schleunigst wieder Licht!“

Nun blieb der Kellner bei ihnen. Er wurde ganz nervös über

die Langsamkeit, mit der das Spiel vorwärts schritt. Hastig puzte er die Billards und besetzte die Duellepfe. Dann lief er wieder nach dem Ofen und stockerte drin herum. Als ihn der Wasse fragte, woher denn das Geräusch komme, zuckte er die Achsel:

„Weißt nit — hör' mir!“

Wöglich aber öffnete sich die Thür, die nach der Privatwohnung des Kaffeehaus-Besizers führte. Heraus kam ein ganzer Zug älterer Männer. Alle hatten heiße, rote Köpfe und geschwollene Augen. Wie im Taumel schritten sie an den beiden Billardspielern vorbei, einer hinter dem andern.

Während sie aus der Thür kamen, konnte der Wasse in das Zimmer sehen, aus dem sie schritten. Da standen kleine, mit grünem Tuch bezogene Tische. Und auf diesen schwarze Schalen mit gelben Spielmarken. Dicker Cigarrenrauch quoll aus dem Raum den Männern nach. Alle waren still. Nur der letzte lächelte:

„Na, seht Ihr, habe ich mir nun nicht heute die Dreihundert wieder geholt, die Ihr mir neulich abgeknöpft hattet?“

Dann verstumte er jäh und diente vor dem Wassen. „Tag, Herr Wehnert! Tag!“

Der rechte sich ganz empor — wie er sich noch nie vor diesem Hausbesitzer gerecht hatte und sagte herablassend: „Morgen, Herr Sommer!“

Als aber Herr Sommer mit seinem Nachbarn die Thür hinter sich zugemacht hatte, da winkte Wehnert dem Kellner: „Sofort eine Schinkenstulle! — Und jetzt kannst Du auch nach Hause gehen“, meinte er zum Wassen, der schon wieder gähnte. „Ich heiz mir morgen wieder ein! Ich seh schon, mein Wirt hat andre Verpflichtungen, als ich denke. Der tann warten!“

ss. Der Wüstersee. Der Hochgebirgsforscher Martin Conway, der schon in allen Erdteilen großartige Leistungen ausgeführt hat, hat neulich seine Erfahrungen im Hochgebirge des südlichen Südamerika in einem Werk niedergelegt, das sich hauptsächlich auf den Bergriesen Aconcagua und auf das Feuerland bezieht. Der Aconcagua ist, so viel man weiß, der höchste Gipfel der südlichen Anden. Nach den Forschungen Conways besteht er aus fast horizontalen Lagen vulkanischer Gesteine, die wie in ungeheuren Treppentritten übereinander aufsteigen. Stellenweise sind sie überschüttet von mächtigen Geröllmassen, die hier und da das unterliegende Gestein geradezu poliert haben. Die Schilderungen von Conway enthalten außer vielen geographischen Merkwürdigkeiten noch nähere Angaben über eine Besonderheit, die man schon seit längerer Zeit unter dem eigentümlichen Namen des „Wüstersee“ (spanisch: nieves penitentes) kennt. Wer eine Abbildung dieser Naturerscheinung sieht, dem wird die Entstehung der sonderbar klingenden Bezeichnung wohl von selbst klar werden. Der Wüstersee besteht in einer größeren Zahl vereinzelter Schneefallen, die in Form und Haltung die Erinnerung an menschliche Gestalten wachrufen, die, mit hemdartigen Gewändern bekleidet, sich bühend zu verneigen scheinen. Das Merkwürdigste bei der Sache ist, daß ähnliche Säulenbildung im schmelzenden Schnee zuweilen auch in anderen Gegenden vorkommt, niemals aber mit demselben unmittelbar auffallenden Ergebnis. Der echte Wüstersee kommt nur auf begrenzten Flächen in Südamerika vor und ist in gleicher Ausbildung sonst nirgends zu finden. Diese Thatsache kann nicht anders erklärt werden als durch die Annahme, daß seine Bildung besondere Verhältnisse, namentlich des Klimas verlangt, die eben nur dort vorhanden sind. Sie hängt zusammen mit dem häufigen Auftreten von Lawinen, denn der Wüstersee stellt stets einen Ueberrest eines Lawinensfeldes dar. In einer großen Masse von Lawinenschnee macht sich ein starker Druck senkrecht zur Richtung des Falls bemerkbar. Es bilden sich unter seinem Einfluß annähernd senkrechte Schichten von verschiedener Dichte in der Schneemasse, die sich nach vollendetem Sturz verhärtet. Der Wind hat dann keine Wirkung mehr auf den verfestigten Schnee, sondern nur noch die unmittelbare Bestrahlung durch die Sonne. Diese meistert gleichsam die harten Säulen aus dem Schneefeld heraus, die zunächst einer etwa elliptischen Umriß haben und immer ein wenig nach Norden übergebogen erscheinen; die große Fläche des elliptischen Querschnittes ist von Ost nach West gerichtet. Conway wollte nun die verschiedenen Entwicklungsstadien des Wüstersees feststellen und konnte beobachten, daß ein dickes Lager von gut verfestigtem Schnee, wenn es der Wirkung der Sonne ausgesetzt ist, zunächst überdeckt wird mit kleiner pfannenhäligen Vertiefungen. Je tiefer sie werden, desto weniger wirkt die Schmelzkrast der Sonnenstrahlen auf ihre Wände und desto mehr auf ihren Boden. Dadurch erweitern und vertiefen sich die Höhlungen; wenn sie dann endlich ineinander übergehen, so bleiben rohe Pyramiden vor Schnee zwischen ihnen stehen, die auch dann nicht weichen, wenn rund herum der Schnee bis auf den Boden fortgeschmolzen ist. Die Spitzsäulen sind dann von einander gänzlich getrennt und stehen auf dem Felsboden gleich vereingelten Zunderhüten. Es giebt auch einen Berg des Namens penitentes, der diesen Namen auf Grund einer ähnlichen Beziehung von der ausgewitterten Säulenform der Felsen auf seinen Gipfel erhalten hat.

1. Gefängnisse in Marokko. Düstere Bilder aus dem Gefängnisleben in Marokko entwirft Arthur Griffiths in einem Artikel des „Cassell's Magazine“, der durch die jüngsten Ereignisse in diesem Lande ein besonderes Interesse erhält. In dem Gefängnis zu Tanger werden nur die Gefangenen getrennt; alle werden unterschiedslos zusammengepackt: Mörder, die ihre Hinrichtung erwarten,

Schuldner, deren Eigentum zwangsweise verkauft wurde, der arme Krüppel, der gerade aus der Bastonnade mit dem Leben davon gekommen ist und direkt von der Auspeitschung hergebracht wird. Die Strafe wird so vollzogen, daß der Delinquent mit dem Gesicht nach unten auf den Fußboden gelegt wird; dann wird er mit einem gedrehten Lederriemen auf den Rücken gepeitscht. Dieser Riemen ist drei Fuß lang und wie ein kleiner Finger dick und wird durch eine Schlinge an dem Handgelenk des Peitschenden befestigt. Auch das Auspeitschen der Frauen ist in Marokko nicht unbekannt; dabei wird das Opfer ganz in einen Korb gelegt, aus dem die Fußsohlen hervorkommen. Die Mauren behaupten allgemein, daß, abgesehen von dem Schmerz und der Erniedrigung, das Auspeitschen körperlich von Nutzen ist und daß die Ausgepeitschten nachher kräftig und stark werden. Einige sagen, besonders das Auspeitschen des Armes unter dem Ellbogen sollte mit größter Kraft gemacht werden. Jeder Pascha oder „Kaid“ hat die Macht, körperliche Strafen zu verhängen, und zwar in unbegrenztem Maße; aber diese Beamten können auch, wenn der Sultan es für richtig hält, selbst zur Prügelstrafe verurteilt werden. In vielen maurischen Gefängnissen werden die Zellen mit den Verbrechern eingesperrt. Es giebt (oder gab) nur ein Irrenhaus im ganzen Lande, und zwar in Marokko. In vielen Orten war der einzige Raum für Wahnsinnige ein Begeh mit Mauern und ohne Dach; darin sind sie allen Unbilden des Wetters, dem Wind, dem Regen und der subtropischen Sonne ausgesetzt. Gefährliche Zerre werden aufrecht an einem Pfahl auf offenem Hofe angeketzt, aber während der Nacht wird die Kette so verlängert, daß der Unglückliche eine liegende Stellung einnehmen kann. Manchmal wird Nahrung auf Kosten der Einkünfte der städtischen Moscheen geliefert, wer aber keine Freunde hat und nicht Geld verdienen kann, stirbt den Hungertod. „Als ich das Gefängnis in Tanger besuchte“, erzählt Major Griffiths, „gingen dort zwei Zerre frei umher; insolge dessen wurden wir zur inneren Einbeziehung nicht zugelassen. Wir durften eine Wendeltreppe zu dem flachen Oberlichtdach emporklettern und durch eine mit Eisenstäben versehene Oeffnung in die dunkle Tiefe sehen. Die Mehrzahl der Insassen war um die Basis des Schächtes versammelt, durch den Licht und Luft nach unten verbreitet wurde. Einige hatten ihre Matten gebracht und lagen müßig darauf, einige spielten Karten, andre arbeiteten fleißig; einige gingen ständig wie eingesperrte Tiere auf und ab, und ihre freie Bewegung wurde durch rasfelnde Ketten, die an ihren Knöcheln befestigt waren, gehemmt. Die „Befreiung von Ketten“ kann erkaufte werden, wenn Freunde den Preis bezahlen; aber erpresserische Kerkermeister legen immer wieder Fesseln an, um jedesmal neue Gebühren zu erheben.“

Humoristisches.

— Ein Grobian. Tochter: „Gefällt Dir das Lied nun besser, nachdem unser Klavier gestimmt worden ist?“ Vater: „O ja . . . jetzt müßtest Du noch gestimmt werden!“

— Zur Mode. „Ach, hast Du vielleicht gehört, was Freund Meier betroffen hat?“ „Ja, soll im Stehragen erstickt sein.“

— Mißglückte Renommage. Erster Kommiss: „Unser Schuhgeschäft ist so groß, daß wir eigne Viehzüchtereien zur Gewinnung des Leders haben.“

Zweiter Kommiss: „Wenn's weiter nichts ist! Unseres ist so umfangreich, daß ein Kunde, der die in der hinteren Abteilung gelaufenen Schuhe gleich anzieht, mit durchgelaufenen Sohlen den Ausgang erreicht.“ — (Wegendorfer Blätter.)

Notizen.

— Coquelin wird am 20., 21. und 22. Januar mit der Truppe des Theaters der Porte-Saint-Martin im Schauspielhaufe gastieren.

— „Alt-Heidelberg“ von Wilhelm Meher-Förster wurde auch im Schwedischen Theater in Stockholm mit großem Beifall aufgenommen.

— Verdis „Troubadour“ geht in der zweiten Hälfte des Januar, teilweise neu besetzt, im Opernhause in Scene. Geraldine Farrar wird die Leonore, Rudolf Berger den Grafen Luna singen; als Azucena debütiert ein Fräulein Schröter.

— Zwei unscheinbare, bisher wenig beachtete Pflanzen Australiens sind plötzlich zu Ehren gekommen: das Marangras und der Salzbusch, die beide ungeheure Strecken an der Küste und im Innern bedecken. Sie geben zunächst ein gutes Viehfutter, ihnen ist es zum großen Teil zu verdanken, daß die Verluste während der regenlosen Zeit nicht noch viel größer waren. Dann aber bildet das Marangras ein unübertroffenes Windemittel für losen Flug- und Dünenland, wie ausgedehnte Versuche auf der Nord-Halbinsel nachgewiesen haben. Die Amerikaner haben mit Erfolg versucht, beide Gewächse im regenärmsten Gebiet Kaliforniens heimisch zu machen.

— Anfangs 1904 umfaßte der europäische Eisenbahnbetrieb ein Schienennetz von 296816 Kilometer Länge.